



Susan K. Downs
& Susan May Warren

MARINA

Russland, mein Schicksal – Band 3



francke

Über die Autorinnen:

Susan K. Downs wohnt mit ihrem Mann in Ohio. Die fünffache Mutter und Großmutter hat ihre Arbeit in einem Adoptionsbüro aufgegeben, um vollzeitlich Bücher zu schreiben.

Susan M. Warren kennt Russland aus ihrer Zeit als Missionarin in Chabarowsk. Sie arbeitet als Schriftstellerin und lebt mit ihrer sechsköpfigen Familie am Lake Superior in Minnesota, wo ihr Mann eine Ferienpension betreibt.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-86827-023-5

Alle Rechte vorbehalten

© 2005 by Susan K. Downs and Susan May Warren

Originally published in English under the title *Marina*.

Published by Barbour Publishing, Inc.,

Urichsville OH 44683, USA

German © 2008 by Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH

35037 Marburg an der Lahn

Deutsch von Doris C. Leisering – Übersetzungsarbeiten und Lektorat

Umschlaggestaltung: Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH

Satz: Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH

Druck & Bindung: CPI Moravia Books, Korneuburg

www.francke-buch.de



Prolog



*Pskow, Russland
1941*

Im stillsten, zerbrechlichsten Winkel ihres Herzens wusste Marina, dass Dmitri sie verlassen würde – so wie ihre Eltern.

Marina Antonowna Klassen Wasilewa konnte sich kaum beherrschen, nicht zu Füßen ihres Ehemanns zusammenzubrechen, während sie zusah, wie er seine spärlichen Habseligkeiten einpackte: einen Kamm, seine Bibel – Stücke seines Lebens, die aus dem ihren gerissen wurden und tiefe, klaffende Löcher in ihrem Herzen hinterließen.

Es war gut möglich, dass es nie wieder heil werden würde.

„Ich kann nicht glauben, dass du dich freiwillig gemeldet hast.“ Ihre Stimme klang geisterhaft, passend zu ihrer gequälten Seele. Marina saß am Ende des Holzbettes, die Knie bis an die Brust gezogen, um ihr Herz bei sich zu halten, damit es nicht zersprang. Ihr Blick wandte sich von ihrem frischgebackenen Ehemann ab, von seinen Bewegungen vor dem Spiegel, als er die olivgrüne Uniform der russischen Miliz glattzog. Sie konnte den Ausdruck von Erwartung auf seinem Gesicht nicht ertragen.

„Kein bisschen zu früh.“ Dmitri drehte sich um und Marina bemerkte, wie sich trotz der angespannten Situation ihr Puls beschleunigte, als seine wunderbaren honigbraunen Augen über sie glitten. Er hatte schon immer die Fähigkeit, sie mit seinem Lächeln zu bezaubern, und eben jetzt vertrieb die Traurigkeit in seinem Gesicht ihren Zorn. Sie biss sich auf die bebende Lippe, blinzelte gegen die Tränen an und fühlte sich schwach. Er ging einen Schritt auf sie zu und ließ seine starke Hand über

ihr Haar gleiten. „Das Vaterland braucht mich. Hitler kann man nicht trauen, und unser furchtloser Anführer braucht uns, damit wir unser neues Land beschützen.“

Marina wusste, dass mehr als nur Vaterlandsliebe in seiner breiten, muskulösen Brust schlug. Dmitri sehnte sich danach, die Welt zu sehen. Abenteuer zu schmecken. Sie konnte ihrem als Bauer aufgewachsenen Ehemann kaum Vorwürfe für seine Begeisterung machen. Ihm war die Chance angeboten worden, das neue Land zu erkunden, das Stalin für Russland annektiert hatte – Lwiw, Ukraine. Die Welt außerhalb von Pskow rief ihn plötzlich in einer Lautstärke, die er mit Anfang zwanzig nicht überhören konnte.

Doch hörte er nicht auch, wie seine Braut, seine Zukunft nach ihm rief? Marina drückte die Fingerspitzen in ihre Augen. „Versprich mir, dass du wiederkommst.“

Seine glänzenden neuen Lederstiefel – das erste Paar neue Schuhe, das er je besessen hatte – quietschten, als er sich neben sie kniete. „Natürlich, *maja daragaja*. Russland führt keinen Krieg. Wir erinnern die Nazi-Faschisten einfach nur daran, dass wir hier auf der anderen Seite der Grenze sind und dass sie in ihrem eigenen Gebiet bleiben müssen. Ich werde noch vor der Kartoffelernte zurück sein.“

Marina öffnete die Augen und versuchte zu lächeln. Sie ließ ihren zitternden Finger über seinen eckigen Kiefer gleiten und nahm jede auch noch so kleine Einzelheit in sich auf – wie sein dunkles Haar sich um seine Ohren kräuselte, die Narbe auf seinem Kinn von einer Rauferei aus Kindertagen, sein frech geschwungenes Lächeln. Ihre Brust schnürte sich zusammen. Sie rang um Atem und ertrank fast in dem überwältigenden Gefühl des Verlustes.

„Ach Marina“, sagte Dmitri, und sein Tonfall ließ ihr die Tränen über die Wangen laufen. Er zog sie an seine Brust. Ihre Wange rieb an der rauen Wolle entlang und der Geruch von Mottenkugeln drang ihr in die Nase.

„Ich habe doch nur dich“, flüsterte sie.

Er lehnte sich zurück und nahm ihr Gesicht in seine Hände. Sein Blick verdüsterte sich. „Das ist nicht wahr.“

Marina schaute auf ihre Finger, die sie auf dem Schoß ineinander verschlungen hatte. „Mutter ist nicht meine echte Familie. Sie hat mich nur aufgenommen, weil ich ein Zuhause brauchte.“ Sie schaute ihm in die Augen und sah die Traurigkeit darin. „Aber jetzt gehöre ich zu dir und du zu mir. Ich habe niemanden sonst.“

Dmitri ließ seinen Daumen über ihre Wange gleiten. „Liebe Marina. Du hast doch noch jemand anderen. Du hast Gott. Er war dein Vater, als du keinen irdischen Vater hattest. Und er wird unsere Familie zusammenhalten. Egal, was geschieht. Er wird über uns wachen und unsere Familie beschützen. Du musst vertrauen, dass er das tut.“

„Wird er dich nach Hause bringen?“

Dmitri lächelte und küsste sie liebevoll, zärtlich. „Darauf kannst du dich verlassen.“



Edward Neumann kauerte neben einer knorrigen Eiche, die Augen fest auf eine kleine Lichtung knapp zwanzig Meter vor sich gerichtet, und fragte sich, wie es gekommen war, dass er den Frühling verabscheute.

Für ihn als Kind im nördlichen Teil des Bundesstaates New York hatte das Tauen und Aufbrechen des Schoharie-Flusses immer träge Tage mit Angeln und kühlen Bädern verheißen. Er liebte immer noch den schweren Geruch des umgepflügten Bodens, wenn sein Vater und seine Brüder die Felder bearbeiteten, und von Zeit zu Zeit sehnte er sich schmerzlich nach dem Gefühl von kalter, gehaltvoller Erde in den Poren seiner Hände. Irgendwo tief in seinem Herzen wusste er, dass er den Frühling lieben sollte.

Unglücklicherweise bedeutete Frühling hier in Nordpolen, dreißig Kilometer von Lodz entfernt, Schlamm, Kälte und ver-gammelnde Essensvorräte.

Ein letzter Hauch des Winterwinds wehte durch den polni-schen Wald und ließ ihm die Nackenhaare zu Berge stehen. Er fröstelte trotz seiner Lederjacke. Seine Finger fühlten sich höl- zern an und er hoffte, dass er den Abzug des amerikanischen Karabinergewehrs, das auf seiner Schulter lag, noch fest im Griff hatte. Schlamm, Dreck und Kälte waren schon längst durch seine abgetragenen Wollhosen gesickert und bis zu dem Loch in seinen Ledertiefeln vorgedrungen.

Aber die Kälte, die seine Knochen durchsetzte, entsprang sei- nem Inneren. Eine Kälte, die in rabenschwarzen, eisigen Näch- ten seinen ohnehin dürftigen Halt im Glauben schwächte und ihn Stück für Stück weiter in die Verzweiflung trieb.

Im Augenblick klammerte er sich allerdings mit aller Macht an dem Einzigen fest, das zählte – Hoffnung.

Für dich, Katrina.

Um ihn herum durchzog eine unheimliche Stille den Wald. Kein Vogel zwitscherte. Kein Zweig knackte. Die tief stehende Sonne siedete purpurfarben in den Baumkronen und tauchte die Birken in ein blutiges Rot. Edward warf einen Blick hinter sich und erkannte mühelos Marek, den Polen aus der Oberschicht, der etwa sechs Monate zuvor dem Netz um Warschau herum entflohen war und sich der nationalen Bauernarmee angeschlossen hatte. Seine distanzierte Haltung verriet den Adligen, während er die Lichtung abschätzend musterte, als ob er sich eine Auffüh- rung von *Schwanensee* im *Teatr Norodowy* anschaute.

Edward hob die Hand als Zeichen für Marek und deutete dann auf Raina, die eine Position auf der anderen Seite des Waldes eingenommen hatte. Er konnte kaum das Gesicht der blonden Frau erkennen, aber ihr rasches Winken ließ sein Herz leichter werden. Ihre Mannschaft war postiert.

Das Lied einer Drossel ließ seinen Blick nach links zu Simon

schweifen, dem Hurricane-Piloten der *Royal Air Force*, der bei einem Absturz an der estnischen Grenze nur knapp dem Tod entronnen war. Er war vor den Esten geflohen, die mit Deutschland verbündet waren, und hatte sich der polnischen Widerstandsbewegung angeschlossen. Das Funksprechgerät, das er heimlich eingeschleust hatte, trieb Edward vor Dankbarkeit auf die Knie, umso mehr, als er entdeckte, dass der Brite auch gläubig war. Edward musste zugeben, dass Simon, selbst nachdem er durch aufgeweichte Blätter und alten Schnee gekrochen war, immer noch wie der typische Engländer aussah – sauber rasiert, ordentlich. Er brachte einen Hauch von Klasse in ihre bunt gemischte Partisaneneinheit.

Marek gab ein Zeichen, dass alles klar war – seine Aufklärer hatten die Südseite des Waldes durchkämmt und keine Gefahren gefunden. Edward nickte. Er hob die Hand und wies Wlodek und Stefan, zwei halbwüchsige Polen, die genug Mut für eine ganze Kompanie besaßen, an, die Lichtung zu betreten. In der Mitte, funkelnd wie wertvolle Edelsteine, lagen zwei Metallkanister. Edward betete, dass sie tatsächlich Waffen und Munition, Kleidung und Lebensmittel enthielten – vielleicht sogar etwas Dosenfleisch oder Zucker. Er hatte bemerkt, wie Anna Lechons knochige Knie unter ihrer Hose hervorstachen, und zu viele der Strickjacken seiner Kämpfer mussten mit Schnüren zusammengehalten werden. Am schlimmsten fand er es, das ausgemergelte Gesicht der jungen Anna zu sehen. Sie erinnerte ihn schmerzlich an seine kleine Nichte.

Und an die polnischen Juden, die er gesehen hatte, wie sie geschlagen und in Güterwagen getrieben worden waren. Sie waren seinen eigenen Vorfahren so ähnlich – angeklagt, gefoltert, ermordet wegen ihres Glaubens.

Anna erinnerte ihn auch manchmal an Katrina. Mutig in ihrer Schwachheit. Mutig, als die Nazis sie mit anderen an die Wand stellten.

Mutig bis in den Tod.

Edward blinzelte die brutalen Bilder weg, die immer in einer Ecke seiner Erinnerungen lauerten. Er richtete die Waffe auf seiner Schulter aus und beobachtete mit angehaltenem Atem, wie seine zwei treuen Partisanen aus dem Versteck rannten.

Die Welt schien den Atem anzuhalten. Mehr als nur einmal hatte eine gut versteckte Abordnung von SS-Männern mit ihren Hunden eine Einheit der Widerstandsbewegung aus dem Hinterhalt angegriffen.

Die Jungen erreichten die Fässer mit den Vorräten und machten sich mit Elan über sie her. Die Muskeln in Edwards Nacken verspannten sich, aber er atmete langsam aus, während er beobachtete, wie die jungen Männer das erste Fass öffneten und den glänzenden schwarzen Lauf einer britischen Maschinenpistole hochhoben. Die Polen würden die Stücke zu ganzen Waffen zusammenbauen. *Danke, Colonel Stone.* Als Stefan das zweite Fass öffnete, dankte Edward seinem Vorgesetzten innerlich für dessen Herz aus Gold. Stefan hielt eine Dose Kaffee hoch, und Edward konnte ihn beinahe auf der Zunge schmecken – bitter, heiß und mit dem Geruch der Heimat. Stefan drehte sich um und sah ihn direkt an, ein breites Grinsen auf seinem jugendlichen Gesicht.

Edward nickte und spürte, wie ihn die Erleichterung durchflutete. Vielleicht würde dieser Frühling Samen der Hoffnung bringen. Des Sieges.

Ein Gewehrschuss zerriss die kühle Luft. Edward erstickte beinahe an der Erleichterung, die er eben noch empfunden hatte, als Stefan zusammensackte und dann auf die Knie fiel. Ein weiterer Schuss ließ Wlodek durch die Luft fliegen. Er landete mehr als drei Meter von den Kanistern entfernt. Benommen ließ Edward seinen Blick über den Wald gleiten und suchte nach den schwarzen Mänteln von SS-Männern. Nichts als kahle Bäume und Schatten. Seine Partisanen jedoch, in ihre verschiedenfarbigen Lumpen gehüllt, stachen hervor wie Sterne am Nachthimmel.

O, wie er den Frühling hasste.

„Raus hier!“, schrie Simon ihm ins Ohr. Er packte Edwards abgetragene Jacke mit der Faust.

Der Kanister gab einen metallischen Laut von sich, als ihn ein weiterer Schuss traf. Edward wurde schwach, als er sah, wie Stefan zwischen die Fässer kroch, das Gesicht vor Schmerz verzerrt. *Lieber Gott, bitte nicht! Der Junge lebte noch!*

Simon las seine Gedanken. „Du musst ihn zurücklassen. Jetzt!“

Edward wandte sich zu ihm um. „Geh!“, zischte er. Er richtete den Blick auf Stefan und schmeckte Galle, als er den Ausdruck unsäglichen Schreckens auf dem Gesicht des Jungen sah. In was hatte er sie nur hineingezogen?

Der schwammige Waldboden schluckte Simons Schritte. Auf der anderen Seite der Wiese sah Edward, dass Raina ebenfalls ihren Posten verlassen hatte, ganz die gute Soldatin, als die er sie ausgebildet hatte. *Geht nach Hause, schnell und heimlich. Lasst euch um keinen Preis vom Feind finden.* Sie wussten alle zu viel über andere Partisaneneinheiten, um sich lebendig gefangen nehmen zu lassen. *Lauf, Raina!*

Marek war auch geflohen und hatte Anna mitgenommen. Nur Edward wusste, dass das achtzehnjährige Mädchen aus dem Warschauer Ghetto geflohen war, ein Geheimnis, das er mit ins Grab nehmen würde. *Gott Israels, wache über deine Kinder.* Er legte die Hand noch fester um sein Gewehr und richtete den Blick auf Stefan. „Ich lass dich nicht allein, Junge.“

Nicht, wie er Katrina alleingelassen hatte. Nie wieder. *Koste es, was es wolle.*

Er duckte sich in die durchweichte Erde und hörte, wie seine Partisanen flohen, hörte Schüsse, schmeckte Verzweiflung. Während der Lärm von Hundegebell kreuz und quer durch den Wald hallte, fühlte Edward, wie die Finger des Versagens sich um ihn schlossen.

So viel zum Frühling.



Kapitel 1



Marina grub ihre Finger in den weichen Boden und zuckte zusammen, als die frische Erde sich unter ihre Nägel schob. Die sengende Sonne der ersten Augusttage, die sich durch die Blätter des Baumes schob, der hinter dem Grab stand, brannte ihr auf den Nacken. Sie schloss die Augen und biss sich auf die Innenseite ihrer Lippe, doch das verzweifelte Stöhnen stieg trotzdem aus ihrem Inneren auf. Ihre Knie gruben Kuhlen in den weichen Grabhügel und die kalte Erde durchströmte sie, bis sie ihre Seele erreichte. Marina hob den Blick zu dem wolkenlosen blauen Himmel und starrte den Einen zornig an, der sie so völlig verlassen hatte. Endgültig. Brutal.

Sie hatte keine Worte mehr. Zeit und Ungläubigkeit hatten alle Worte auf ein Stöhnen reduziert, und in den letzten zwei Wochen war die Verleugnung ihr einziger Trost geworden. Gott zumindest hatte sich ausgeschwiegen.

Sie hatten nicht genug von Dmitri bergen können, um seine sterblichen Überreste zu überführen. Stattdessen hatte Marina einen versiegelten Kasten erhalten. Initialen und eine Zahl bezeichneten das Leben des Jungen, der ein Lachen wie die Brise von der Welikaja her gehabt hatte und Augen, die an ihren Ängsten vorbei in ihre Seele schauten.

Allein. Verlassen.

Marina hatte ihr Herz mit ihm unter der aschebraunen Erde begraben.

Sie rieb mit der Handfläche über die hölzerne Grabmarkierung. Ein Splitter stach ihr in den Finger. Sie riss die Hand zurück und schaute zu, wie sich das Blut an den Rändern sammelte. Mit ihrem schmutzigen Fingernagel drückte sie den

Span heraus. Das Blut tropfte auf die Erde und Marina drückte noch einen Tropfen davon heraus. Eine seltsame Befriedigung durchdrang sie, als der Boden ihn aufsaugte. Sie wünschte, sie könnte sich das Blut bis auf den letzten Tropfen herausdrücken, um so zu Dmitri zu gelangen.

Sie sank auf die Seite und rollte sich zu einer Kugel zusammen, ihr Gesicht verbarg sie in ihren Händen. Sie versuchte, sein Gesicht oder den Klang seines Lachens in sich wachzurufen, aber alles, was sie zustande brachte, war die Erinnerung an das Jammern ihrer Schwiegermutter, als diese sich über den Sarg warf. Sie ließ Marina kaum in die Nähe und starrte sie feindselig an, als ob sein Tod durch die Hände der deutschen Invasoren irgendwie Marina zuzuschreiben wäre.

Die Sonne verschwand hinter einer Wolke und Marina fröstelte, als eine Brise sie streifte. Sie trug den Duft eines vollblumigen Augusttages: Geißblatt, Stachelbeer- und Johannisbeerbüsche und der frische Geruch eines nahegelegenen Flusses. Aber die fröhlichen Düfte berührten sie nicht. Die Verzweiflung hing wie ein Kloß in ihrem Hals. „Warum, Dmitri? Warum musstest du dem Abenteuer bis ins Grab nachjagen?“

Eine Ammer zwitscherte sie an und meldete die Abenddämmerung. Marina stemmte sich von der Erde hoch und sah, wie ein Eichhörnchen sie anstarrte. Eine Sekunde später huschte es an einem Baum hoch und in sein Loch. Marina beobachtete es und wünschte sich, sie hätte auch ein Loch, in dem sie sich verstecken konnte – irgendeinen Ort, wo sie hingehen, wo sie dem entsetzlichen, elenden Brennen in ihrer Brust entfliehen konnte.

Nur eines hielt sie am Leben.

Sie ließ ihre Hand schützend über ihren Unterleib gleiten. Ihr Kinn bebte vor Bedauern. Ihr Brief lag noch immer zusammengefaltet in ihrer Bibel, gleich neben dem verwünschten Telegramm. Dmitri würde niemals erfahren, dass sie sein Kind trug. *Wo sind deine Versprechen jetzt, Gott?*

Sie griff in ihre Rocktasche und zog ein kleines, vergilbtes Foto hervor. Das Haar fiel ihr ins Gesicht und der heiÙe Wind spielte mit den Strähnen. Marina grub die Zähne in ihre Unterlippe, als sie auf die zwei jungen Gesichter auf dem Foto starrte. Zwei Frauen, eine von ihnen ihre leibliche Mutter, die andere die Ersatzmutter, die sie wie ihr eigenes Kind angenommen hatte. Sie lenkte ihren Blick auf die Frau auf der linken Seite, diejenige, die – so hatte man ihr erzählt – ihre eigenen himmelblauen Augen hatte, auch wenn diese auf dem farblosen Foto nur ein dumpfes Grau zeigten. Marina spürte das Leben in diesen Augen pulsieren, die geradeheraus den Fotografen anschauten. Augen gezeichnet von Sorge und Entschlossenheit.

Die andere Frau kannte sie über das abgenutzte Foto hinaus – die schmalen Wangenknochen, die hohe Stirn, die nachdenklichen grauen Augen. Marina kannte ihren erdigen Gartengeruch und die Berührung ihrer wettergegerbten Hände. Sie kannte den Klang ihrer Stimme, wusste, wie sie Glaubenslieder summete, während sie Borschtsch kochte oder Strümpfe strickte. Marina verdankte Julia Petrow ihr Leben, und trotz ihrer Teenagerzweifel hatte es ihr unter Julias zärtlicher Fürsorge an nichts gefehlt.

Ihre beiden Mütter lehnten zusammen an einem Grabstein. Der Grabstein ihres Vaters, der am gleichen Tag gestorben war, als sie geboren wurde. Was Anton Klassen zugestoÙen war, blieb ein Rätsel, und trotz ihrer inständigen Bitten weigerte sich Mama Julia, eine Erklärung zu liefern, die über ein Kopfschütteln und ein gemurmertes „Möge er in Frieden ruhen ...“ hinausging. Marina hatte sich damit zufriedengegeben – bis jetzt.

Sie fuhr die Konturen ihrer Mutter mit dem Finger nach. Über Oxana Klassen wusste sie mehr. Sie wusste, dass ihre Mutter mit schwierigen Entscheidungen konfrontiert gewesen war. Sie wusste, dass sie schön gewesen war und ihre kleine Tochter geliebt hatte, die sie als Baby zurückgelassen hatte. Trotzdem konnte ein Foto nicht die Arme um ein Kleinkind schlingen und es mitten in der Nacht festhalten.

Auch konnte es ihr keine Kraft geben, ihr Antworten auf ein Leben geben, das in Scherben lag, oder ihr helfen, den Weg zurück aus den Tiefen der Trauer zu finden. Ihr Kinn bebte. Verlassen. Nicht nur einmal, sondern zweimal.

Sie warf noch einmal einen Blick auf die Haltung ihrer Mutter, wie sie an Antons Grabstein lehnte. Die Not ihrer Mutter schien ihr plötzlich zu heftig, zu nah. Viel zu früh hatten sie beide die Männer begraben müssen, die sie liebten. Marina schob ein wenig Erde auf Dmitris Grab beiseite und steckte das Bild hinein. Sie konnte sich dem grausamen Vermächtnis nicht stellen.

Sie hatte die Grasspitzen, die sich auf dem Grabhügel zeigten, platt gedrückt und kleine Krater hatten sich gebildet, wo ihre Hände und Knie um Einlass gefleht hatten. „Ich komme morgen mit Samen und einer Harke wieder“, versprach sie dem Grab, das ihren Ehemann umgab.

Sie band ihr Kopftuch ab, als sie sich zurück in die Stadt schleppte. Der Wind zupfte an ihrem Haar und spielte mit den langen Strähnen. Hinter ihr zwitscherte wieder die Ammer, dieses Mal schriller. Der beißende Geruch von brennenden Blättern erfüllte die Luft, als sie am ersten Haus vorüberging, dann an einem weiteren. Der Geruch verdichtete sich und Marina sah mit einem Stirnrunzeln, wie sich von jenseits der Bauernhäuser schwarze Rauchschwaden in den Himmel wanden. Der Rauch waberte, wurde dicker.

Gewehrfeuer zerriss die Luft. Ein Schwarm Spatzen zerstreute sich in einem Gewirr von Flügeln. Marinas Herz stockte. Dann schlug die Angst über ihr zusammen wie eine Welle und trieb sie in einem ruckartigen Dauerlauf vorwärts. Sie rannte durch Pskow; das Kopftuch fiel vergessen zu Boden.

Sie umging die Leninstraße und lief auf die grüne Zweizimmerhütte ihrer Mutter am südlichen Ende der Stadt zu. Pskow war nicht so groß, dass es mehr als ein paar Minuten dauerte, die ganze Stadt zu durchqueren. Dennoch lief die Zeit langsamer,

während ihr Herzschlag raste. Schwarzer Rauch überzog den rot gefärbten Himmel, dann hörte sie mehr Gewehrschüsse und einen ohrenbetäubenden Donner, der sie bis in die Knochen erschütterte.

Schlitternd kam sie zum Stehen, als sie ihren eingezäunten Garten umrundet hatte und sah, wie Flammen das petrowsche Haus verschlangen. Ihr Blick glitt zu der unbefestigten Straße und sie erstarrte beim Anblick eines grünen deutschen Panzers, dessen Kanonenrohr noch rauchte. Fremde Männer in grau-grünen Armeejacken, schwarzen Metallhelmen und Gesichtern wie aus Granit liefen auf der Straße umher. Ihre öligen schwarzen Gewehre stießen sie in Mülltonnen und ins Unkraut. Eine andere Gruppe bedrohte eine kleine Schar von Frauen und Kindern mit Maschinengewehren. Marinas Mund wurde trocken, als sie ihre Mutter erspähte, die unter den anderen Nachbarn stand. Mit erhobenem Kinn starrte Julia aus stählernen Augen drei rotgesichtige Soldaten an, die mit ihren Maschinenpistolen über der Gruppe herumwedelten. Marina sog entsetzt die Luft ein, als sie sah, wie der Soldat sein Gewehr ansetzte. *Mutter, nein!*

Ein Nebel von Gewehrschüssen mähte die Gruppe nieder.

Marina fiel zu Boden. Sie lehnte sich gegen den rauen Zaun, die Hand auf die Brust gepresst. Ihr Atem ging nur stoßweise. *Dmitri, was soll ich tun?* Sie hörte, wie die Ketten eines Panzers, der durch die Kartoffelbeete rollte, einrasteten und mahlten. Mit schmutzigen Fingern wischte sie sich die Augen und wollte aufstehen, den Blick auf die nächste Straße und den Wald dahinter gerichtet.

Ihre Hände legten sich schützend über ihren Leib und hielten das Leben darin fest, während sie über ihre Möglichkeiten nachdachte.

Das Blut wich ihr aus dem ganzen Körper, als eine Gewehrmündung ihr in den Oberschenkel stieß. Sie schaute auf.

„Ruki wjerch!“

Marina fuhr sich mit der Zunge über die Lippen und hob kapitulierend ihre zitternden Hände. Der Soldat mit unnachgiebigen, dunklen Augen ließ seinen Blick über sie gleiten. Sie bekam eine Gänsehaut und zählte die Sekunden an ihrem Herzschlag ab.

„Bitte“, sagte sie und wusste nicht genau, worum sie bitten wollte. Der wilde Impuls, ihn schießen zu lassen, ihn anzuflehen, ihre Trauer zu beenden, schoss ihr durch den Kopf. Aber als der Panzer hinter dem Soldaten vorbeirollte und Kartoffelschößlinge, Zäune und ganze Gärten zermalmte, ballte sich die Wut in ihrem Magen zusammen. Ihre Kiefermuskeln spannten sich an. Er herrschte sie an, aber sie antwortete ihm nur mit einem Stirnrunzeln. Seine Augen verengten sich eine Sekunde lang, bevor er die Hand nach ihr ausstreckte. Sie erstarrte, aber er riss sie hoch. Die Waffe war jetzt nicht mehr auf sie gerichtet, doch als sie den Blick in seinen Augen sah, seine Hakennase, wie er sich die Lippen leckte, gaben ihre Knie nach.

Nein. Für Dmitris Baby würde sie niemals zulassen, dass der Deutsche ihr etwas antat.

Der Panzer donnerte und ein Schuss explodierte in einem weiteren Haus. Der Soldat drehte sich ruckartig um und schaute hin.

Marina schlug ihm die Faust ins Gesicht, wirbelte herum und rannte los. Sie sprang über einen Abwasserkanal, hörte einen Schuss, rannte aber weiter. Sie nahm eine Abkürzung durch eine Gasse zwischen den Zäunen hindurch und sauste dann durch einen Spalt und einen Hinterhof davon.

„*Perestan!*“

Natürlich, sie würde stehen bleiben – aber erst wenn sie Moskau erreicht hatte. Adrenalin schoss ihr in die Glieder und sie ballte die Hände zu Fäusten und rannte noch schneller. Sie schlug die Tür im Zaun auf, flog über die Lehmstufen und landete auf der Straße.

Ihr Knöchel protestierte, aber sie biss die Zähne zusammen

und rannte weiter. Ein offenes Kartoffelfeld vor ihr lockte sie, aber die weichen Erdhaufen würden ihre Geschwindigkeit reduzieren. Sie lief auf den festgetretenen Feldweg zu, die Augen auf den Friedhof und den Wald dahinter gerichtet.

Ein weiterer Schuss zischte über ihren Kopf hinweg. Ihr Herz stolperte vor ihr her. Das Röhren eines Motors drang ihr in die Ohren.

Motorräder.

Ihre Fingernägel gruben sich in ihre Handflächen. *Gott, bitte hilf mir!*

Sie weigerte sich zurückzuschauen. Mit brennenden Lungen schoss sie auf den Friedhof, im Slalom um Grabsteine, auf Dmitris Grab zu, dann daran vorbei, einen Hügel hinauf, durch das Gebüsch und in den Wald hinein. Das Motorrad jaulte immer wieder auf, während es über den Friedhof steuerte. Dann knallte ein Gewehr und Rinde splitterte vom Stamm einer Fichte ab. Marina schluckte ihren Schrei herunter.

Der Wald schlug ihr entgegen, als sie wie besessen hindurchrannte. Sie zerriss Ranken und große Spinnennetze. Zweige schlugen ihr ins Gesicht. Ihr Knöchel brannte, wenn sie auf Wurzeln und unebenen Untergrund trat. Sie stolperte über einen umgestürzten Baum, kämpfte sich wieder auf die Beine und warf sich zwischen eine Gruppe von Eschen.

Die Hände auf den Knien sog sie Atemzüge ein, die ihre Lungen in Brand setzten. Mit aller Willenskraft rang sie ihren rasenden Herzschlag nieder und strengte die Augen an, um ihre Verfolger auszumachen.

Die dicke, wattige Stille eines zugewachsenen Waldes umgab sie. Schweiß brannte ihr in den Augen.

Ein weiterer Schuss zerriss die Blätter über ihrem Kopf und jagte einen Schwarm Vögel in den Himmel. Marina tauchte hinter einer breiten Eiche ab und klammerte sich daran fest, grub ihre Finger in die Ritzen der Rinde. *Um Dimas Willen, bitte, Gott, hilf mir!*

Das Geräusch von knackenden Zweigen in der Nähe ließ ihr die Nackenhaare zu Berge stehen. Panische Angst raubte ihr mit eisernem Griff den Atem, aber sie drehte sich um und suchte den Wald ab. Nichts als Licht, das, gespalten durch die Bäume, den schwammigen Waldboden sprenkelte.

Sie hörte deutsche Stimmen im Süden, die sich näherten. Tränen brannten in Marinas Augen. Sie klammerte sich an den Baum und ließ den Kopf hängen. Sie würde nicht hierbleiben, um ermordet zu werden. Eine Hand auf den Unterleib gelegt, holte sie tief Luft und schlich sich, ihre Beine zum Gehorsam zwingend, von dem Baumstamm weg.

Eine Schar Vögel verriet sie. Gewehrfeuer schälte die Rinde von den Bäumen. Marina unterdrückte ihren Schrei und rannte, so schnell sie konnte.

Ein weiterer Schuss, dann noch einer. Hitze versengte sie, schlang sich um ihre Rippen und zwang sie auf die Knie. Der Boden unter ihr gab nach und sie fiel.

Fallen.

Sie fühlte sich frei, abgesondert, als ob sie sich von sich selbst entfernt hätte. *Dmitri*.

Mit einem alles betäubenden Schlag traf sie auf dem Wasser auf. Das Letzte, was sie spürte, war, wie die kühle Decke des Wassers sich ihr um Ohren und Nase legte und ihren Körper umhüllte, während sie in die Umarmung der Welikaja sank.



„Bitten Sie mich bitte nicht darum.“ Edward Neumann stand mit dem Rücken zu Colonel Jeremiah Stone. Vor seinem inneren Auge sah er den etwas über vierzigjährigen OSS-Direktor, wie er die Finger aneinanderlegte und sich an den Baumstumpf zurücklehnte, als ob er in einem Polstersessel säße.

„Sie wissen, dass ich das muss, Edward. Niemand spricht so gut Russisch wie Sie. Sie können es über die Grenze schaffen

und sich eine Gruppe von Kämpfern zusammensuchen. Betrachten Sie es als die letzte Front.“

Edward schloss die Augen und sah Annas gejagten Blick und Mareks Hinken vor sich. „Ich kann sie nicht verlassen. Nicht jetzt.“

Er hörte ein Knacken und zuckte zusammen. Stones Blick ruhte auf ihm und er fühlte sich wie ein Narr, als er den zerbrochenen Zweig in der Hand des Mannes sah. Nachdem er drei Monate lang ständig Haken um die SS geschlagen hatte, fühlte sich Edward ausgelaugt und krank, auf dem schmalen Grat zum Zusammenbruch. Wie ein Luchs durchschritt er die kleine Lichtung, die Stone für dieses Treffen reserviert hatte, und lauschte angestrengt nach dem Grollen von tieffliegenden Messerschmitts. Er hatte auch keine Illusionen, dass ein loyaler Este nicht zweimal überlegen würde, bevor er ihn zur Strecke brachte und der Gestapo auslieferte.

Estland betrachtete Deutschland als seinen Befreier vom kommunistischen Russland.

Was das Aufspüren und Verbünden mit russischen Partisanen in Estland zu einer besonders unangenehmen Angelegenheit machte.

Andererseits war grenzüberschreitendes Vertrauen keine einfach austauschbare Ware nach Deutschlands Blitzkrieg in Russland. Edwards bunt zusammengewürfelte Einheit war wie Vieh umhergetrieben worden. Sie waren dem Feind ausgewichen, als die Nazis die Ukraine überrannten, dann Weißrussland, Litauen und schließlich Estland, während sie auf Moskau zumarschierten. Glücklicherweise hatten seine Partisanen einen Schlupfwinkel in der Nähe von Tallinn gefunden und waren sicher in einem Bauernhaus untergebracht, während er sich mit OSS-Direktor Colonel Stone beriet.

„Was ist passiert, Neumann?“, fragte Stone leise.

„Ich weiß es nicht.“ Edward legte seine Hand in den Nacken und durchlebte noch einmal den verhängnisvollen Tag, als neun-

zig Prozent seiner Freiheitskämpfer aus dem Hinterhalt angegriffen worden waren. Stefan, Wladek und Simon hatten nicht überlebt, Raina war verschwunden.

Einen nach dem anderen hatte Edward sie begraben. Und bei jeder Schaufel Erde sah er Katrinas sanfte graue Augen, hörte ihre geliebte Stimme – „Verlass mich nicht, Edward.“

Mit einem Blinzeln drängte er die Bilder zurück und kämpfte gegen die Trauer an, die ihm in der Brust aufstieg. „Ich habe keine Ahnung, wer uns verraten haben könnte.“

Colonel Stone nickte, das eckige Gesicht hart, die Lippen zu einer Linie zusammengepresst. „Sie müssen es hinter sich lassen, Neumann. Ihre Einheit ist nicht die einzige, die verraten und von der SS ausradiert wurde. Sie hatte in den letzten sechs Monaten ungewöhnlich viel Glück.“

Edward verschränkte die Arme über der Brust, als er an dem Waldstück vorbeistarrte und beobachtete, wie der Sonnenuntergang die Bäume in Orangetöne tauchte. Die durchdringende Melodie einer Drossel ließ ihm die Nackenhaare zu Berge stehen und er erstarrte. Stone bemerkte seine Bewegung und runzelte die Stirn. Edward seufzte und lächelte reumütig.

Der Colonel schürzte die Lippen und ließ einen prüfenden Blick über Edward gleiten. „Ich hätte Sie nach Katrinas Tod rausholen sollen.“

Edward schaute zu Boden und studierte seine zu Fäusten geballten Hände.

„Ihr Tod war nicht Ihre Schuld.“

Edward biss die Zähne aufeinander. „Schicken Sie jemand anderen.“ Der Wind zischte und etwas schreckte die Drossel auf. Sie flatterte aufgeregt davon. „Bitte.“

„Es gibt niemand anderen. Nicht mit Ihren Kontakten. Das könnte genau der Grund sein, warum Gott Sie hergebracht hat.“

Edward warf ihm einen düstern Blick zu. Es war nicht fair, seinen Glauben gegen ihn zu gebrauchen. Colonel Stone wusste, dass Edwards mennonitische Wurzeln tief gründeten und

wie sehr er angesichts eines Weltkriegs mit den Traditionen seiner pazifistischen Erziehung zu kämpfen hatte. „Das bezweifle ich.“

„Sie müssen aufhören, der Tatsache auszuweichen, dass Gott Ihnen ein Erbe und die Fähigkeit gegeben hat, Menschen zu beeinflussen, und endlich Ihre Berufung annehmen.“ Eine Berufung, durch die die Menschen, die ihm wichtig waren, schmerzlich ums Leben kamen.

„Hören Sie zu. Ich habe vielleicht ein russisches Erbe, aber das macht mich nicht zum Russen. Ich bin zuerst Amerikaner. Außerdem, wer weiß denn schon, ob dieser alte Mönch auf unserer Seite steht ... oder überhaupt noch lebt? Wahrscheinlich laufe ich in eine tödliche Falle.“

„Amerika ist nicht mit Russland im Krieg – die Russen haben keinen Grund, Ihnen zu misstrauen. Außerdem haben Sie die nötige Ausbildung und Sprachkenntnisse, selbst wenn dieser Mönch Ihnen nicht hilft, die örtlichen Partisanen zu finden. Ich vertraue Ihnen.“

Natürlich. So, wie Raina und die anderen ihm vertraut hatten. Er seufzte. „Anna ist krank. Und Marek muss sich noch erholen. Ich kann sie nicht verlassen.“

Stone hob einen Kieselstein auf und rollte ihn zwischen seinen breiten Handflächen hin und her. „Ich habe einen neuen Agenten reingebracht. Die erholen sich schon wieder.“

„Ich werde sie mitnehmen.“

„Nein, werden Sie nicht.“ Stone warf den Stein in seinen Händen hin und her. „Ich kann nicht riskieren, dass Sie Ihre Polen mitnehmen. Ich weiß, dass wir auf der gleichen Seite kämpfen, aber zwischen den Polen und den *Russkis* gibt es böses Blut, und wenn Sie Erfolg haben wollen, dürfen Sie auf der anderen Seite der Grenze niemanden gegen sich aufbringen.“

Edward wandte den Blick ab. Seine Brust schnürte sich zusammen und er schluckte den bitteren Geschmack von Frustration hinunter.

„Edward, es ist nicht Ihre Sache, diesen Krieg zu gewinnen. Sie müssen nur Befehlen gehorchen und Ihren Teil beitragen.“ Stone warf den Stein weg. „Lassen Sie nicht zu, dass Ihre Niederlagen zu Ihrem Goliath werden.“

Edward zuckte zusammen. Es waren nicht seine Niederlagen, vor denen er Angst hatte. Es war die Gefahr, sein Herz für seine Erfolge zu opfern.

„Wenn ich das mache, mache ich es allein.“

Stone warf ihm einen unnachgiebigen Blick zu und zog eine gefaltete Karte aus seiner Tasche. „Denken Sie daran, dass es Hitler den Krieg kosten könnte, wenn Sie Erfolg haben. Hier gibt es nur eine Frage, Soldat. Welchen Preis ist das wert?“